



Frank Stahnisch/Florian Steger (Hg.)

Medizin, Geschichte und Geschlecht

Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen

Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005, 297 Seiten, 49 Euro

Das Buch ist der Erlanger Medizinhistorikerin Renate Wittern-Sterzel gewidmet. Die langjährige Frauenbeauftragte der Universität Erlangen-Nürnberg steht dem Habitus des für gewöhnlich in einer Festschrift geehrten Ordinarius fern. Gerade sie öffnete das Fach Medizingeschichte für sozialhistorische Herangehensweisen. So anachronistisch der Band sein mag, es finden sich darin einige bemerkenswerte Aufsätze, auch wenn sie kaum in Zusammenhang zueinander stehen.

Einen kurzweiligen Perspektivwechsel für die Frauengeschichte wagt beispielsweise Eva Brinkschulte. In ihrem Beitrag geht es um die Zulassung von Frauen zum Medizinstudium: Doch statt zu referieren, welche Mängel den Studentinnen zugeschrieben wurden, schildert die Magdeburger Medizinhistorikerin die offensichtlichen Probleme, die das Frauenstudium den Männern bereitete. Der Einzug der Kommilitoninnen gefährdete den Fortbestand so positiv besetzter Werte wie Maturität, Freiheit und Ehre. Die akademische Ausbildung sollte Studenten eben auch zu gebildeten Männern reifen lassen. Doch die

vielschichtige Bedeutung von politischen Diskussionsabenden, Fahnenmärschen, Fechtkämpfen und Sauforgien, die diesen akademischen Prozess des Erwachsenwerdens mit großem Ernst begleiteten, mussten sich als sinnentleerte Riten entpuppen, wenn ein Frauenzimmer das gleiche Studium ohne all dies Gedöns absolvierte.

Als tragische Figur schildert Johanna Bleker die Erbbiologin Agnes Bluhm. Das aktive Mitglied der radikalen Frauenbewegung sah in der Vererbungswissenschaft eine Chance, endlich das Vorurteil zu beseitigen, außergewöhnliche Begabung und Intelligenz seien allein Männern vorbehaltene Eigenschaften. Die Erbinformation von Mutter und Vater wird gleichmäßig verteilt, da kann es nur an den kulturellen Bedingungen liegen, ob eine Fähigkeit sich entwickelt oder nicht. Doch schnell war eine neue Theorie zur Hand, die besonders hervorragende Leistungen auf dem Y-Chromosom lokalisierte. Und so beschränkte sich Agnes Bluhm darauf, den nationalsozialistischen Zuchtgedanken zu stärken, indem sie hochbegabten Frauen einen großen Kinderreichtum empfahl.

Was dem Erbforscher das Y-Chromosom, sind dem Neuroanatomen Nervenfasers-Faszikel und Hirngewicht. Welche Rolle das „weibliche Gehirn“ für die Klassifikationssysteme der Neuroanatomie des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts spielte, kann nur beurteilen, wer sich sehr gut mit den konkurrierenden Konzepten dieser Zeit und mit ihren philosophischen Hintergründen auskennt. Virtuos gelingt es Frank Stahnisch, hier feinste Nuancen herauszuarbeiten. Der anatomische Blick auf das „Seelenorgan“ fokussiert eben nicht auf ein gemeinsames Bauprinzip bei allen Menschen, sondern konzentriert sich auf die Suche nach Unterscheidungsmerkmalen und auf die Festschreibung ontogenetischer Entwicklungsstufen. Dabei diene jeder neue Befund dazu, einen generellen Unterschied zwischen Mann und Frau wissenschaftlich zu belegen.

Zwei im Buch weit auseinander platzierte Beiträge befassen sich mit Intersexualität. Der erste wurde gemeinsam von einem Mediziner und einem Juristen verfasst, der zweite von einem Historiker. Sie hätten kaum gegensätzlicher ausfallen können. So gibt der medizinisch-juristische Aufsatz Ratschlä-

ge, in welche Richtung das Geschlecht eines Menschen mit Hermaphroditismus operativ vereinheitlicht werden müsse. Die Autoren gehen so weit, im Zweifelsfall die „Maskulinisierung“ muslimischer Kinder zu empfehlen, weil ein „nicht kohabitationsfähiger Mann im Islam sozial höher eingestuft“ werde „als eine nicht gebärfähige Frau“. Die Abwägungen des Historikers Florian Mildenberger zum Thema Hermaphroditismus und Homosexualität finden auf einem deutlich höheren Niveau statt. Er äußert am Ende seiner profunden Analyse die Hoffnung, dass in Zukunft die Normierung hin zu einem einheitlichen Geschlecht aufgegeben werde, und Intersexuelle als eigenständige Personen wahrgenommen werden. Der Vergleich beider Artikel führt sehr deutlich vor Augen, dass die Herangehensweisen von Medizinethik und Medizingeschichte zu sehr weit auseinander liegenden Ergebnissen führten, wobei die Ethik eher gruselig als „ethisch“ erscheint.

Wer darüber hinaus wissen möchte, warum die erste deutsche Ärztin aus England kam, etwas über Liebestrank und Kusskontaktgift im Mittelalter oder Ärzterratgeber und Patientennetzwerke in der frühen Neuzeit erfahren will oder sich für die Vereinheitlichung von Körpermodellen in anatomischen Ausstellungen interessiert, findet in dieser vielseitigen Festschrift ein breites Angebot.

Philipp Osten, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart

Wulf Schröder

Der Feind in meinem Körper

Ein Ratgeber für Krebspatienten, Freunde und Angehörige

Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2005, 352 Seiten, 22,90 Euro

Dieses Buch hat mich sehr bewegt, aber anfangs bin ich beim Lesen immer wieder erschrocken.

So kann man doch nicht über den Krebs schreiben! So kann man vielleicht am Biertisch erzählen oder in der Kur, wenn man mit Leidensgenossen am Tresen steht. Der Autor, selbst Betroffener, spricht, schreibt eine deutliche Sprache,

schreckt zuweilen auch vor derben Formulierungen nicht zurück. Und man spürt: Hier schreibt sich einer was vom Herzen, was er erlebt, gehört, gedacht hat, all das. Und er schreibt nicht aus dem Kopf, er schreibt aus dem Bauch, manchmal auch aus dem Unterleib.

Sicher: Nicht alle Krebspatienten reden und schreiben so, aber es ist authentisch. Authentisch und gut nachvollziehbar ist seine große Dankbarkeit gegenüber den Ärzten und allen jenen, die ihm geholfen haben, seine Krankheit zu überstehen. Ebenso authentisch aber, und ebenso nachvollziehbar, ist auch sein Ärger, seine Wut auf all jene, die ihn oder seine Leidensgenossinnen und -genossen so unnötig quälten, warten ließen, nicht ernst nahmen, nicht oder nicht ausreichend informierten etc. Vielleicht ist er manchmal nicht ganz gerecht dabei, aber warum sollte er auch, er ist Betroffener, er ist Partei. Und jeder, der sich in der Onko-Szene ein bisschen auskennt, weiß, dass es stimmt, was er schreibt.

Aber Schröder belässt es nicht bei einem Erlebnisbericht, er informiert auch. Und er informiert ausführlich und genau. Als Arzt war ich überrascht, eine so anschauliche gründliche Schilderung des Krebsgeschehens und der verschiedenen Behandlungsmethoden zu finden. Dabei erklärt er nicht nur die Wirkungsweise der verschiedenen Therapien, sondern macht auch sehr sorgfältig alle damit verbundenen Schwierigkeiten aus der Sicht des Patienten deutlich. Er fungiert hier wirklich als vortrefflicher Ratgeber, denn die Tücken der Bestrahlung, der Infusionen, der Portkatheder, der Hautpflege und aller erdenkbaren Therapie-Nebenwirkungen kennt man sonst immer erst, wenn man sie am eigenen Leibe erfahren hat. Darauf vorbereitet ist kaum jemand.

So bietet dieses Buch eine für Patienten enorme Fülle an wichtigen Informationen, die der Verfasser mit eindeutigen Hinweisen darauf verbindet, worauf die Patienten achten sollten, was sie manchmal vielleicht in Kauf nehmen müssen, aber auch, was sie sich keinesfalls gefallen lassen dürfen. Auch Krankenschreibung, Anschlussheilbehandlung, Reha, Wiedereingliederung, etc. kommen dabei nicht zu kurz, werden sachlich erklärt und mit eigenen Erlebnissen angereichert.

Frisch Erkrankte werden vielleicht erschrecken, „alte Hasen“ werden sich wieder finden in diesem Buch, manchmal lächelnd, manchmal mit einem bitteren Lachen. Freunde und Angehörige von Krebspatienten verstehen vielleicht manches besser, was ihnen sonst unerklärlich oder gar absurd erscheinen mag. Denn trotz manchmal derber Sprache, trotz manchmal makabrem oder schneidendem Humor ist es ein warmherziges Buch, eine liebevolle und engagierte Parteinahme für alle Betroffenen.

Die Stärke dieses Buches ist die authentische Sprache, die aber auch zur Schwäche werden könnte. Es wäre schade, wenn es deshalb nicht ernst genommen würde. Ich denke, es ist lesenswert für alle im Titel genannten: die Krebspatienten, die Freunde und Angehörigen, aber ganz besonders auch für die Fachleute, für alle, die mit Krebspatienten arbeiten.

*Peter Weyland, Facharzt für psychotherapeutische Medizin, Ärztlicher Psychotherapeut, im Vorstand der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Psychoonkologie
www.dapo-ev.de*

Jörg Schaaber

Keine Medikamente für die Armen?

Hindernisse auf dem Weg zu einer gerechten Medikamentenversorgung am Beispiel AIDS

Mabuse-Verlag, Frankfurt am Main 2005, 304 Seiten, 22,90 Euro

Der Zugang zu unentbehrlichen Arzneimitteln für Menschen in Ländern des Südens war schon lange ein wichtiges politisches Anliegen. Aber erst durch das globale Auftauchen des HI-Virus und neue Therapieverfahren, die aus Aids eine chronische, behandelbare Krankheit machten, entstand eine transnationale zivilgesellschaftliche Bewegung. Dabei wurde politisiert, was bisher als rein ökonomisch oder technisch angesehen wurde, nämlich die Preispolitik von Pharmaunternehmen und die Bedeutung von international verbindlichen Verträgen wie das TRIPS-Abkommen der WTO, das allen Ländern Patentschutz für Arzneimittel vorschreibt.

Schaaber beschreibt zunächst die Strukturen des Gesundheitswesens in